

# Grenze „51“

Tadeusz Firlej (2. Preis/PL)

Ich wurde 1951 in Mecin geboren, im Kreis Limanowa. Den ersten Deutschen sah ich 1939, als eine Gruppe von Panzern in das Dorf Czczewina einfuhr. Der Deutsche fuchtelte mit der Hand, woraus ich schloß, daß er nach mir rief, also ging ich zu ihm hin. Ich hatte einen deutschen Panzersoldaten in voller, schwarzer Uniform vor mir. Er hielt einen Eimer in der Hand und deutete an, daß er „Wasser“ wollte. Ich führte ich ihn zu einem Brunnen, zu einer kleinen Quelle. Er entnahm etwas Wasser und ließ mich zu meiner Verwunderung davon trinken, was ich auch tat. Er sprach noch mit mir, aber ich verstand nichts. In der Zwischenzeit kam eine Frau, nahm sich ebenfalls Wasser und verschwand. Der Deutsche nahm sein Wasser und ging zu einer Gruppe von Panzersoldaten in der Nähe. Ich dachte hingegen: Ich sollte mich fürchten, schließlich ist das doch der Feind. Erst in der Nacht fühlte ich tatsächlich Angst. Aber am nächsten Tag fuhr die Gruppe nach Nowy Sacz (Neusandez). Am Morgen verstummte das Schießen und im Dorf wurde es ruhiger. Vereinzelt Gruppen von Soldaten schlugen sich noch durch den Wald und fragten, wo die Deutschen sind. So verlief meine erste Begegnung mit dem Krieg und den Deutschen.

1940 bekam ich Arbeit in einem Lager der Bahn in Nowy Sacz und dort traf ich auf verschiedenste Formationen des deutschen Heeres, die sich Richtung Osten bewegten. 1941 fuhren zwei Mal täglich Viehwaggons mit Gefangenen an mir vorbei, die nach Westen geleitet wurden, nach Auschwitz und Birkenau. Ich sah sie von der Rampe des Lagers. Durch einen Türspalt sah ich die vergitterten Fenster der Waggons, durch die sich menschliche Hände reckten, die versuchten, einige Regentropfen zu erhaschen. Viele Male habe ich darüber nachgedacht, auf welche Weise ich ihnen ein wenig Wasser hätte geben können, aber neben den Waggons liefen bewaffnete Begleiter mit Gewehren im Anschlag hin und her. Man hörte, wie die Gefangenen aus den Waggons um Wasser flehten, auch danach, die Türen zu öffnen, damit ein wenig frische Luft hereinkommen möge. Einmal kam ein Wachmann zu mir und bat um Feuer. Ich gab ihm Streichhölzer und sprach ihn zaghaft an, ob er die Tür öffnen könnte, weil ich glaubte, einen Bekannten gesehen zu haben. Der Deutsche zögerte anfangs, aber er erfüllte meine Bitte und verschob das Türschloß an dem Waggon um einige Zentimeter; in dem Spalt erschien das Gesicht eines schönen Mädchens mit rabenschwarzen Haaren. Nach einer Weile kam ein andere Deutscher, auch er ein Wachmann, und verschloß den Waggon wieder. Anschließend stritten sich die Deutschen. Diese ganze Szene ist mir im Gedächtnis geblieben, als Beispiel für den unterschiedlichen Umgang mit den Menschen.

Im Frühjahr 1944 wurde auch ich Opfer einer sogenannten großen Treibjagd, einer Straßenrazzia und landete ebenfalls in einem Viehwaggon. Nach einer Fahrt, die die ganze Nacht dauerte, kamen wir an unseren Zielort, ein Lager, in dem wir frühmorgens zur Arbeit an den Befestigungsanlagen geschickt wurden. Dort hatte ich zwangsläufig wieder Kontakt zu Deutschen. Einer überwachte mich. Er hieß Walter, war ein wenig älter als ich und sprach häufig von „Mutter“ und „Vater“ und davon, daß er „nach Hause“ wollte. Schnell habe ich von ihm einige Ausdrücke gelernt. Nach einer gewissen Zeit verband uns ein kameradschaftliches Band. Ich flocht

aus Weidenruten einen Stand für ein Maschinengewehr, und er paßte einfach auf mich auf, verfolgte mich nicht und schlug mich nicht, so wie an anderen Stellen die übrigen Wachmänner.

Die Front näherte sich und die Luftangriffe nahmen zu. Während eines dieser Angriffe der Roten Armee floh ich mit einer Gruppe anderer Arbeiter aus dem Lager. Nach drei Tagen Wanderung kam ich zu Hause an. Eine gewisse Zeit lang habe ich mich versteckt, aber im Herbst wurde erneut eine Razzia veranstaltet und wieder befand ich mich in einem Transport in das Lager Berest. Auch dort habe ich davon profitiert, daß ich einige Brocken Deutsch konnte. Dem Hauptmann bot ich an, in seinem Quartier sauber zu machen und die Lebensmittel aus den Transporten zu entladen. In der Zeit, in der ich das alles erledigte, gingen die Wachleute mit den Arbeitern an den festgelegten Ort. Ich bin einfach geflüchtet. Zu Fuß ging es nach Krynica, von dort fuhr ich in einem Waggon „nur für Deutsche“ und kam nach Nowy Sacz, anschließend nach Hause. Nach einigen Wochen marschierte die Rote Armee ein.

1945 zog ich in die Welt hinaus - nach Krakau, auf der Suche nach Arbeit oder Ausbildung. Aber 1946 kehrte ich nach Nowy Sacz zurück und ging auf das dortige Gymnasium. 1948 fuhr ich in die neuen Westgebiete, in den Ort Kietrz (Katscher). Von dort wurde ich zur Schule des Justizministeriums geschickt, die ich 1950 abschloß. Dort erhielt ich die Arbeitszuweisung für die Ortschaft Gubin.

Es ist der 2. Januar 1951. Ich fahre nach Gubin mit der Anweisung, in der Kreisstaatsanwaltschaft als älterer Inspektor zu arbeiten. Die erste Arbeitsstelle, mit allen Unwägbarkeiten. Im Koffer einige Bücher und ein paar persönliche Dinge. Der Leiter der Staatsanwaltschaft in der Wojewodschaft gibt mir einige Hinweise - das wichtigste bei der Arbeit in dieser Position sei das Gewissen.

In Brzózka liegt kein Schnee mehr, hier herrscht ein anderes Klima. Als ich nach Gubin hereinfahre, fahre ich durch nebligen Nieselregen, der nicht gerade zu Optimismus verleitet. Gubin schläft. Das kleine Häuschen der Staatsanwaltschaft an der Straße der Polnischen Armee hinterläßt keinen positiven Eindruck. Die Begrüßungszeremonie ist beendet. „Vergiß´ nicht, Bürger, daß hier das Ende Polens ist, die Grenze“ - das klingt wie ein Urteil. Der Vorsitzende der Kreisstaatsanwaltschaft macht mich mit meinem Tätigkeitsgebiet vertraut. Ich soll mit der Staatlichen Handelsinspektion bei der Kontrolle von Geschäften zusammenarbeiten. Anschließend ruft er in der Kantine der Grenztruppen an und erledigt die Verpflegung für mich. Auf dem Weg zum Mittagessen gingen wir, mein Vorgesetzter und ich, die Straße der Polnischen Armee, danach die Sportstraße entlang. Die Straßen erschienen mir kilometerlang und wir trafen keinen einzigen Menschen. Nach dem Essen kehrten wir über die Piastowska-Straße zurück, die am Ufer von Lubst und Neiße verläuft. Zum ersten Mal sah ich damals die Grenze - auf der anderen Seite des Flusses lag Deutschland.

Überraschend mußten wir uns einige Male ausweisen. Mein Chef erklärte mir, daß man seine Dokumente (den Personal- und einen Dienstausweis) stets griffbereit haben sollte, weil sich ohne diese Dokumente viele Probleme ergeben könnten, und zwar sehr ernsthafter Art.

Oft gingen wir in verlassenen Straßen spazieren, an leeren Häusern vorbei, die, so schien es, erst jüngst von ihren Bewohnern verlassen worden waren. Die Nächte waren voller Geheimnisse und man wartete, ob nicht zufällig etwas passieren würde. Und wirklich. Raketen fuhren in die Höhe, Schüsse und das Getrampel von laufenden Soldaten war zu hören. So war das Leben an der Grenze.

Mir kam der Gedanke, daß wir schon im Jahre sechs nach dem Krieg lebten, dieser Krieg aber weiterhin anhielt. Auch dachte ich darüber nach, daß man in diesem Landstrich Wurzeln schlagen, ihn wieder aufbauen und die noch vorhandenen Hinterlassenschaften der Deutschen bewahren müßte, trotz der Verachtung gegenüber dem früheren Feind im Herzen.

Der wilde Westen, die wiedergewonnenen Gebiete - sie weckten viele Emotionen, denn die Menschen wußten nicht, ob sie auf ständig gepackten Koffern sitzen oder zu wirtschaften beginnen sollten. Ich selbst maß materiellem Besitz keinen Wert bei. Ich brauchte ihn nicht, ich häufte keine Wertgegenstände an. Ich dachte einfach, daß ich nach Hause zurückkehren würde, sobald die Arbeitszuweisung beendet wäre. Aber die verkündeten Losungen und die Menschen, die sich gegenseitig unterstützten und Freundschaften schufen, vermittelten Sicherheit – die Sicherheit, daß man hier auch länger bleiben konnte.

Eine sehr kontroverse Frage war die Absperrung der linken Seite der Piastowskastraße mit Stacheldraht, der mich an Teile eines Lagers erinnerte. Das sah aus, als ob Polen mit diesem Stacheldraht beginnt. Es war ein merkwürdiges Gefühl, wenn ich aus dem Fenster meiner Wohnung auf diesen Stacheldraht schaute und darüber nachdachte, wie lange es so bleiben würde, und welche Zukunft mich hier erwartete.

Aber meine neue Bekanntschaft Dr. Tadeusz Kunicki sagte: "Das muß man aushalten. Es gab Schlimmeres. Die historische Gerechtigkeit hat gesiegt. Man muß schreiben, Kranke behandeln und Kühe hüten." Mit jedem Tag wuchs die Anzahl neuer Freunde, die nirgendwohin zurückkehren konnten und mich dazu überredeten, in Gubin zu bleiben. Die Grenze schuf ihre eigene Stimmung, eine lauernde Stille, eine Unsicherheit aller Dinge. Die Menschen sprachen nicht über politische Fragen, die verschiedene Konsequenzen nach sich ziehen konnten. Die unterschiedlichsten Gerüchte kamen einem zu Ohren. Zum Beispiel, daß der Grenzstreifen eine Breite von 30 Kilometern haben sollte, und das alles, was innerhalb dieses Streifen lag, untergepflegt werden sollte. Man sprach von geheimen Plänen, viele brauchbare Häuser abzureißen, und daß ein Unternehmen entstehen sollte, das die Ziegel aus dem Abbruch dieser Häuser zermahlen würde. Solche Gedanken und Maßnahmen kann man mit einer Seuche vergleichen, die sich in den Köpfen der Menschen ausbreitet - von der höchsten Ebene bis zu denen ganz unten. Menschen, die davon überzeugt sind, eine Art Supermacht auszuüben - und weder historische Logik noch nüchterner Verstand ficht sie an.

Die Diktatur arbeitet gegen die Logik des Lebens, gegen die geschichtlichen Erfahrungen, daß die Vermögenswerte den einzelnen Menschen gehören, die sie erarbeitet haben. Also muß die Idee der wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit schöpferischer Intelligenz und Disziplin angepackt werden. Sie muß sich auf wissenschaftliche Erfahrung stützen, und nicht auf Experimente am lebenden Volkskörper.

Bei vielen Menschen kann man beobachten, daß irgendwann der Selbsterhaltungstrieb zu wirken beginnt. Das betrifft auch mich. Man muß aufpassen, keine Meinungen zu äußern, die ernsthafte Konsequenzen nach sich ziehen können. Hier an der Grenze ist das besonders gefährlich. Wenn man Dir kein politisches Vertrauen mehr entgegenbringt, hast Du verloren. Es reicht schon, wenn Du die Natur verteidigst, wenn auch nur die Natur auf unserer städtischen Insel, die in einem gesellschaftlichen Akt mit Feuer und Äxten verwüstet wurde; es reicht, wenn man über den Schutz der Wohnungsbausubstanz schreibt, die kommenden Generationen oder sogar den Repatrianten noch nützlich sein könnte; und es reicht, das unverrückbare Recht zu verteidigen, die menschliche Geschichte zu bewahren, Werte wie die Objekte aus dem städtischen Museum, die im Ganzen vor den Kriegshandlungen gerettet wurden. Zahlreiche Ausstellungsstücke standen bereit, Besucher zu begrüßen. Aber das Museum wurde zerstört und ausgeraubt. Diese musealen Schätze waren der Geschichte der Lausitzer Stämme aus mindestens vier Jahrhunderten gewidmet. Und mußte das Theater auf der Insel in Flammen aufgehen? Bis heute weiß man nicht, wer das Feuer gelegt hat. Und das Gymnasium an der Warschauer Straße? Mußte man das alles zerstören, weil es deutsch war? War das die Rache für erlittenes Unrecht? Hätte das Kulturerbe nicht für die nächsten Generationen erhalten werden sollen? Man kann viele Fragen stellen. Jeder muß sie für sich selbst beantworten. Ich konnte mich damit nicht abfinden und halte das einfach für barbarisch.

Scheinbar wollte jeder der Nation dienen, oder hatte zumindest die gute Absicht. Aber diese Nation setzte sich aus unterschiedlichen Menschen mit unterschiedlichen Auffassungen zusammen. Vielleicht hatten sie den guten Willen, eine neue Wirklichkeit aufzubauen, aber die Methoden waren schlecht. Viele solcher Kamińskis, Matusiewicz, Sekretäre in den „weißen Häusern“, behaupteten, die Partei sei unfehlbar und entschieden über Sein oder Nichtsein. Das dauerte bis zum Oktober 1956, als die Ereignisse in Posen Veränderungen in den Strukturen des Sozialismus bewirkten.

1957 entstand auf Initiative einer Gruppe von Kollegen, unter ihnen auch ich, ein „Klub der Intelligenz“, in jenen Zeiten ein Signal, das Leben neu zu beginnen. Auf dieser Grundlage entstanden verschiedene Sektionen im Kreiskulturhaus – mir fielen die Sektionen Literatur, Film, Fotografie, Schach und Bridge zu. Im literarischen Klub wurden ohne große Befürchtungen Autorenabende abgehalten, die einen erfrischenden Hauch westlicher Kultur mit sich brachten. Eine der ersten Unternehmungen dieser Art war ein dem französischen Schriftsteller Albert Camus gewidmeter Autorenabend. Eine neue Art Kultur zu schaffen entstand. Im selben Jahr kam Marian Brandys nach Gubin, der im Kreiskomitee eine recht kontroverse Meinung über die Gubiner Intelligenz kennenlernte. Wegen der besonderen Charakterisierung meiner Person wurde er gerade zu mir geschickt.

Zusammen durchstreiften wir ganz Gubin, trafen uns mit vielen Menschen und schlossen eine lebenslange Freundschaft. In dem Buch „Könige und Kohl“ von M. Brandys wurde Gubin für die Literatur entdeckt.

In den sechziger Jahren erhielt die Filmsektion des Kulturhauses eine Einladung aus dem Ausland, obwohl die Grenze noch geschlossen war: Vom Amateurfilmclub „Studio“ in der Wilhelm-Pieck-Stadt Guben. Auf der anderen, der deutschen Seite, war man gewissermaßen aufgewacht

und zu der Erkenntnis gekommen, daß man nun anfangen müsse, mit Polen zusammenzuarbeiten. Wir erhielten eine solche Einladung zur Zusammenarbeit. Das war der erste Schritt zur Überwindung der unverrückbaren Ost-West-Grenze.

Die Brücke in Gubin war noch geschlossen und nach Guben mußte man über S<sup>3</sup>ubice fahren, um anschließend von der anderen Seite auf unsere Stadt schauen zu können. Das erste Treffen mit den deutschen Filmemachern erwies sich als sehr interessant. Es gab viel Bier und zahlreiche Gespräche darüber, daß man den Krieg vergessen und beginnen sollte, eine Verständigung herzustellen, daß die alte Generation abtrete, daß man miteinander auskommen müsse und dies ein Gebot der Zeit sei. Einmal fiel ein Satz über Maschinengewehre, die die Deutschen irgendwo vergraben hatten. Aber eigentlich war das Treffen fröhlich und freundschaftlich, ohne Verstellung und Künstlichkeit. Es waren gewöhnliche, normale Menschen versammelt, ein Steinmetz, ein Restaurator, ein Ladenbesitzer, Arbeiter einer Chemiefabrik, Ingenieure und Fotografen. Finanziell waren sie besser ausgestattet als wir und gemeinsam konnten wir ein zwangloses Programm zur Herstellung zwischenmenschlicher Kontakte verwirklichen. Sie verfügten über bedeutende staatliche Hilfen für die Umsetzung ihrer Arbeit und hatten auch die bessere Ausrüstung, um die wir sie beneideten. Vorsitzender des Vereins war Günter Jausmann, geboren in Gubin in der Róžanastraße. Mit großem Interesse hörte er sich an, was in unserer Stadt passierte. Der zweite der Filmemacher, Peter Wystrach, der hervorragend Polnisch sprach, bildete die Brücke zwischen Polen und Deutschen. Die Freundschaft mit ihm besteht auch heute noch. So haben die deutsch-polnischen Kontakte begonnen. Die deutsche Gruppe wurde nach Gubin eingeladen und besuchte unsere Stadt. Gemeinsam drehten wir einen Film über die Freundschaft an der Neiße.

1972 wurde die Grenze geöffnet und wir konnten uns ungehindert gegenseitig besuchen. Die Zusammenarbeit wurde in vielen Bereichen vertieft. Langsam mischten sich in unsere Treffen auch verschiedene Erinnerungen an den Krieg, aber die unmenschlichen Zeiten entschwanden dem Gedächtnis und aus ihnen erwachsen keinerlei gegenseitig erhobene Vorwürfe oder Forderungen. Wir hegten keinen Groll noch Schmerz oder Haß in unseren Herzen. Gemeinsame Spaziergänge auf die Gubiner Anhöhen (Todesberge), auf denen sowohl deutsche als auch russische Soldaten gefallen waren, stimmten uns nostalgisch. Wir kamen damals zu dem Ergebnis, daß man die erlebte Geschichte auf die Seiten eines Tagebuchs schreiben soll, das neue Leben aber in Freundschaft, die im Interesse beider Völker lag, führen sollte.

Ausflüge, die uns nach Deutschland führten, nach Berlin, Dresden und Leipzig waren eine Annäherung aus dem Westen. Der Besuch des zerstörten Dresden erinnerte uns an Warschau und als wir sahen, daß es wiederaufgebaut wurde, merkten wir, daß das Leben sich doch zum Besseren wendete. Heute treffen sich zwei Generationen, die Gubin besuchen. Die älteren suchen ihre Häuser, um den jüngeren zu zeigen, wo sie gewohnt haben. In den vielen Gesprächen, die stattfinden, während die Gäste von der anderen Seite der Neiße herumgeführt werden, fühlt man keine besonderen Vorbehalte. Sie wären auch unbegründet, denn viele Einwohner Gubins befinden sich in einer ähnlichen Situation — schließlich wurden auch sie aus den östlichen Gebieten Polens umgesiedelt.

Die kulturelle Vielfalt der Gesellschaft in der Stadt (denn hier kamen Menschen aus ganz unterschiedlichen Gebieten an) hat sich in eine einheitliche, kulturell geschlossene Gruppe verwandelt, die sich auf den Grundsatz religiöser und gesellschaftlicher Toleranz stützt. Keine der gesellschaftlichen Gruppen erwies sich als dominant. Vielleicht war das der Grund für die Aufgeschlossenheit gegenüber einer Zusammenarbeit mit dem Ausland. Inzwischen ist Gubin zu einer Modellstadt der Zusammenarbeit geworden und bestes Beispiel für andere Grenzstädte. Mit ihrer Bereitschaft, in die Strukturen der Europäischen Union einzutreten, eilte Gubin anderen polnischen Städten voraus. Ungezwungene Freundschaft und die Zusammenarbeit in vielen Bereichen des kulturellen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens haben ihr Examen bestanden.

In einem Jahr ist für mich hier an der Grenze ein halbes Jahrhundert vergangen, hier, wo der Anfang, vielleicht auch das Ende Polens liegt. Es war mir aufgegeben, hier zu leben, zu arbeiten und etwas zu schaffen. Viele meiner Verse besingen diese tragische Stadt, in der trotz allem Fünkchen von Hoffnung auf ein besseres Morgen glimmen, darauf, daß die Völker, wie es Mikiewicz formulierte - „den Zwist vergessen und sich in einer Familie verbinden“. Ich habe mir hier eine Heimat geschaffen. Aber ist sie das tatsächlich? Es bleibt doch auch ein Ort, in den ich gekommen bin, in dem ich nicht geboren wurde. Nur drei Jahre sollte ich hier verbringen. Noch immer zehrt an mir die Sehnsucht, die Berge noch einmal zu sehen, um den Anblick des heimatlichen Landes in Podhale zu genießen. Deswegen wundere ich mich nicht über die Deutschen, die nach Gubin kommen, um ihre Heimatstadt zu sehen; das Nest, aus dem sie ausgeflogen sind. Nur eine Sorge beschäftigt die Gedanken. Mögen alle materiellen und kulturellen Güter von unserer Generation oder denen, die an unsere Stelle treten, bewahrt werden. Ich glaube, daß das globale Streben nach Frieden unter den Völkern Europas der kommenden Generation garantieren wird, daß ihre Geburts- und Wohnorte dauerhaft sein werden. Niemand wird sie zwingen, gegen ihren freien Willen in andere Gegenden umzusiedeln.

*Aus dem Polnischen Katrin Steffen*